



Wie fühlt sich ein „als Indianer verkleideter Indianer“? Auf ein Powwow in Oakland, wie hier zu sehen, steuert auch der Roman von Tommy Orange zu.

Foto Sam Wolson/Laif

Nimm deinen Namen, verfolge ihn zurück

Kein Klagelied,
kein Triumphmarsch:
Tommy Orange hat mit
„Dort Dort“ ein starkes
Debüt über Amerikas
Ureinwohner vorgelegt.

Dies ist ein Gegenwartsroman, auch wenn er weder in der Gegenwart noch mit Romanhaftem beginnt. „Massaker als Prolog“ steht über einer der essayistischen Miniaturen am Anfang von „Dort Dort“. Keine Fiktion ist notwendig, um die vulgäre körperliche Gewalt darzustellen, die Nordamerikas ersten Bewohnern über Jahrhunderte zugefügt wurde. Manhattan, 1637: Um ein „erfolgreiches Massaker“ zu feiern, werden Köpfe von Pequot „wie Fußbälle durch die Straßen geschossen“. Plymouth, 1676: Der Kopf des Wampanoag-Häuptlings Metacombet (King Philip) wird auf eine Lanze gespißt und ein Vierteljahrhundert als Sehenswürdigkeit ausgestellt. Wir kennen diese Geschichten, selbst wenn wir sie nicht gelesen haben. Sie handeln vom großen indianischen Elend, ange richtet durch weiße Geldgier und weißen Rassismus. Sie sind wahr.

Aber nein, in diesem Buch geht es nicht um Opfer, nicht um Sand Creek, Wounded Knee oder traurige Reservate – sondern um ein gutes Dutzend indianischer Bewohner von Oakland, Kalifornien, heute. Sie wollen kein Mitleid, aber auch keine Bewunderung. „Macht nicht den Fehler, uns zäh zu nennen“, mahnt eine der Miniaturen. „Nicht zerstört worden zu sein, nicht aufgegeben zu haben, überlebt zu haben ist kein Ehrenzeichen. Würdet ihr das Opfer eines Mordversuchs zäh nennen?“ So klingt Kunst, die sich

weigert, ein Klagelied zu sein, und sich doch alles andere als triumphal fühlt.

Mal in erster, mal in zweiter, mal in dritter Person erzählt Tommy Orange in seinem bewegenden Debütroman von Menschen, die sich „Natives“ nennen oder „Indians“ oder „Native American Indians“. Einige kennen sich schon, andere treffen erst bei dem Powwow zusammen, auf das die Handlung zustrahlt.

Tony Loneman, mit dem die Erzählung beginnt, leidet an fetalem Alkoholsyndrom, noch so ein biographischer Prolog. Über sein Umfeld als Drogendealer gelangen Waffen aus dem 3D-Drucker in seine Hände. Auf dem Powwow, weiß Tony, wird viel Bargeld im Umlauf sein. Und dann steht da diese brutale Voraussetzung: „Die Tragik des Ganzen wird unbeschreiblich sein, die Tatsache, dass wir seit Jahrzehnten darum kämpfen, als Volk der Gegenwart anerkannt zu werden, modern und relevant, lebendig, nur um dann mit Federschmuck im Gras zu sterben.“

Und doch hat dieser Roman, der von der amerikanischen Kritik hoch gelobt



Tommy Orange:
„Dort Dort“. Roman.

Aus dem Englischen von
Hannes Meyer. Hanser
Berlin Verlag, Berlin 2019.
288 S., geb., 22,- €.

wurde, etwas Linderndes, Hoffnungsvolles. „There there“, das sind die tröstenden Worte, die man einem Kind zuflüstert, das sich die Knie aufgeschlagen hat: Ist schon gut. Gleichzeitig fungiert der Titel als Lokalverankerung, indem er Gertrude Steins Bemerkung zu ihrer (und Oranges) Heimatstadt Oakland zitiert: „Es gibt kein dort dort.“

Ein Niemandland, niemandes Land. Sind Natives unsichtbar, dort, wo die

amerikanische Regierung sie lange nicht wollte: in der Stadt? „Früher nannten sie uns Bürgersteigindianer . . . Äpfel. Ein Apfel ist außen rot und innen weiß.“ So fühlt sich der vierzehnjährige Orvil Red Feather, der endlich den Mut zusammen genommen hat, zu seinem ersten Powwow zu gehen. Seit er im Fernsehen einen indianischen Tänzer erblickt hat, erkundet er zaghaft seine Cheyenne-Identität. Und kann beim Powwow doch nicht anders, als in sich und den anderen Tänzern „als Indianer verkleidete Indianer“ zu sehen.

Das ist für Tommy Orange das Paradox moderner indigener Literatur: Orvils Geschichte kann nicht vorwärts, ohne sich umzudrehen. Also führt sie zurück, zu Orvils entfremdeter Großmutter Jacquie. 1970 besetzt diese als Jugendliche mit ihrer Familie die Insel Alcatraz, wo indianische Aktivisten gegen die Assimilationspolitik der Regierung protestieren. Dort lernt sie einen Jungen kennen. Sie trinken zu viel, kommen sich näher – bis Jacquie sagt, sie habe genug, er solle aufhören. Er hört nicht auf.

Die mit jedem Kapitel wechselnde Erzählperspektive ist deshalb so wirkungsvoll, weil durch sie auch die Gewalt und die Missverständnisse zwischen Natives fokussiert werden. „We Indians often get ourselves wrong“, schrieb kürzlich der Ojibwe-Autor David Treuer in seinem Buch „The Heartbeat of Wounded Knee“. Orange hat das begriffen und findet eine bewundernswerte Balance zwischen selbstbewusstem Wortführer und stets noch lernendem Zuhörer. Der Fremdeinrichtung erteilt der 1982 geborene Autor eine flammende Absage, die als Roman hochspannend und als Essay im besten Sinne polemisch ist. Der Nachname des Autors erklärt sich dadurch, dass Behörden Indianern mitunter schlicht die Farbzeichnungen amerikanischer Truppenverbände aufzwängten: Black, Brown, Orange.

Der große Zuhörer des Romans, der Dokumentarfilmer Dene Oxendene, gehört, wie Orange, den Cheyenne- und Arapaho-Stämmen an und will auf dem Powwow Ureinwohner aus Oakland interviewen. In der Kommission, die ihm vorher ein Stipendium bewilligen soll, sitzt ein Skeptiker: der einzige Indianer. „Dene wusste, dass es der Native sein würde. Der wahrscheinlich nicht mal glaubt, dass Dene selbst einer ist.“

Auch das ist die komplizierte Identität moderner Natives: Welches Schiedsgericht soll entscheiden, wer ein „echter“ ist und wer ein „Pretendian“? Einer der Protagonisten hat eine Masterarbeit über Blutanteilsregelungen geschrieben; die umstrittene Methode des „blood quantum“ wird noch heute von einigen Stämmen genutzt. Wer die amerikanische Politik verfolgt, weiß um die Aktualität der Debatte. Vergangenes Jahr ließ die Präsidentschaftskandidatin Elizabeth Warren mittels eines DNA-Tests ermitteln, dass sie vor sechs bis zehn Generationen indianische Vorfahren hatte. Neulich hat sie sich für diese Rechnerei entschuldigt. Beschämender war Donald Trumps rassistische Bezeichnung Warrens als „Pocahontas“, bei der er vermutlich den gleichnamigen Disney-Film vor Augen hatte – nur ein Beispiel für die Verzerrung, die Orange als „Abklatsch eines Abklatsches eines Bildes eines Indianers in einem Schulbuch“ verurteilt.

Wie anders geht dieses Buch mit den Generationen um, die es umfasst: respektvoll und deshalb bereit, auf ein sauberes Happy End zu verzichten. Es blickt tief hinein ins indianische Bewusstsein. Einmal auch ins Weiße: „Nimm nur deinen Nachnamen. Verfolge ihn zurück, und vielleicht findest du heraus, dass euer Weg mit Gold gepflastert war oder mit Fallen.“ Dieser Appell ist hierzulande mindestens so einleuchtend wie in den Vereinigten Staaten. Wir sind noch nicht fertig, sagt Tommy Orange. Wir sind gerade erst über den Prolog hinausgekommen. CORNELIUS DIECKMANN